

Kettenjubiläen an einem besonderen Tag

Gedenken am 9. November

Alexander Demandt

"Remember, remember the fifth of November. Gunpowder treason and plot..." Dieser in England populäre Vers erinnert an die in letzter Minute entdeckte Pulververschwörung vom 5. November 1605, durch die Guy Fawkes und seine katholischen Komplizen das Londoner Parlament und den König in die Luft sprengen wollten – religiöser Fanatismus als Ursache von Attentaten hat eine lange Tradition. Den Merkvers freilich könnte man umdichten auf den neunten November. Bloß woran sollen wir da denken? Es gibt so viele denkwürdige neunte November!

Uralter Brauch

Die Sitte, an bestimmten Kalendertagen bestimmte historische oder für historisch gehaltene Ereignisse in Erinnerung zu bringen, ist sinnvoll. Man kann nicht immer an Vergangenes denken, sollte es aber auch nicht einfach vergessen. Der Brauch ist uralt. Das Volk Israel feierte Passah zum Gedenken an den Auszug aus Ägyptenland; das Wochenfest zu Pfingsten erinnerte an den Empfang der Zehn Gebote auf dem Sinai und Chanukka, das Lichterfest, an die Wiederherstellung des Tempeldienstes 164 v. Chr. nach dem Makkabäer-Aufstand. Durch gemeinsame Feiern versichert sich eine Gruppe ihrer Zusammengehörigkeit.

Die Griechen hatten ihre großen Sportfeste in Olympia, Nemea, auf dem Isthmos und in Athen. Sie waren mit dem Götterkult verbunden. Aber auch vergangene Ereignisse blieben bewusst. Die Griechen gedachten alljährlich ihrer Siege

über die Perser bei Marathon 490 und Plataiai 479 v. Chr., aber auch der Geburtstage ihrer Götter und Philosophen, und dies sogar monatlich.

Der Festkalender der Römer war schon bei Ovid unter Augustus gut besetzt und füllte sich so, dass man immer wieder Gedenktag streichen musste. Am 9. November beispielsweise gab es in Rom Wagenrennen und Circusspiele zu Ehren der Kaiser Nerva und Constantius. Die meisten Feiern galten Siegen im Felde oder freudigen Ereignissen im Kaiserhause – und dies bis in die Spätantike. Die größten Feste waren die Säkularspiele, so die Tausendjahrfeier 247 n. Chr. Bemerkenswert bei den Römern sind ihre schwarzen Jubiläen. Sie haben auch der Unglücksfälle gedacht. Die Tage ihrer militärischen Niederlagen waren Trauertage. An den Iden des März, an denen Caesar ermordet worden war, fanden keine Senatssitzungen mehr statt, am Jahrestag der Schlacht im Teutoburger Wald fastete Augustus.

Die Christen gedachten ihrer Märtyrer und sonstigen Heiligen an deren Todestag. Der 9. November gehört den Heiligen Theodor und Guido. Manche Tage sind mit einem Dutzend oder mehr Namen besetzt – das päpstliche *Calendarium Romanum* (1969) verzeichnet sie. Um keinen zu vergessen, beging man seit der Zeit Karls des Großen das Allerheiligenfest am 1. November. Auch andere Anlässe für Gedenktag gab es – so die Einweihung der ältesten römischen Kirche San Giovanni in Laterano am 9. November 315. Sie heißt *mater omnium ecclesiarum* – Mutter aller

Kirchen, denn sie, nicht der Vatikan, ist die Bischofskirche Roms.

Mit Revolutionen verbunden

Das Mittelalter kannte keine Gedenktage für in unserem Sinne historische Ereignisse. Ein 9. November hätte freilich gefeiert werden können, der Geburtstag von Robert de Sorbon 1201, nach dem die Sorbonne, die älteste Universität von Paris, heißtt. Historische Gedenktage beginnt man erst wieder in der Neuzeit. Dies begann 1617 mit der Jahresfeier für Luthers Thesenanschlag. Verbreitung fand die Sitte dann während und nach der Französischen Revolution. Sie fand ihr offizielles Ende am 9. November 1799, am 18. Brumaire durch den Staatsstreich Napoleons. Seine Grenadiere sprengten das Direktorium, Napoleon wurde Erster Konsul.

Auch die deutsche Revolution von 1848 hatte ihren 9. November, und das gleich zweimal. An jenem Tage wurde in Berlin die preußische Nationalversammlung durch König Friedrich Wilhelm IV. suspendiert und musste vor den anrückenden Truppen des Generals Wrangel nach Brandenburg ausweichen. In Wien wurde am selben 9. November der sächsische Demokrat Robert Blum nebst anderen Barrikadenkämpfern standrechtlich erschossen.

Auf eine seltsame Weise blieb das Datum mit Revolutionen verbunden. In seiner Rede zur Marokko-Krise von 1911 prophezeite der Führer der Sozialdemokraten, August Bebel, dem lachenden Reichstag den „Kladderadatsch“. Als dieser dann 1918 eingetreten war, verkündete Prinz Max von Baden am 9. November um zwölf Uhr die Thronentsagung Kaiser Wilhelms II., Philipp Scheidemann rief um zwei Uhr vor dem Reichstagsgebäude die „deutsche Republik“ aus, und Ernst Thälmann proklamierte um vier Uhr auf dem Balkon des Berliner Stadtschlosses die „sozialistische Republik“. Man hat den Staat von Weimar eine De-

mokratie ohne Demokraten genannt – mit einem gewissen Recht. Denn unter den Konservativen dominierte die Sehnsucht nach dem Kaiserreich, linke Radikale träumten von einer Räterepublik nach dem Muster Lenins in Russland, rechte Radikale liebäugelten mit einem militaristischen Nationalismus nach dem Vorbild Mussolinis in Italien. Allgemein untragbar schien der Frieden von Versailles, sowohl aus moralischen als auch aus ökonomischen Gründen.

Um diese Schmach zu tilgen und die „Judenrepublik“, wie er sie nannte, zu stürzen, marschierte Hitler mit den Seinen am 9. November 1923 auf die Münchner Feldherrnhalle, nachdem er im Bürgerbräukeller die Regierung für abgesetzt und sich selbst zum Reichskanzler erklärt hatte. Der Putsch misslang, aber zehn Jahre später hatte er sein Ziel erreicht. Der 9. November wurde nun heroisiert, und Goebbels unterstrich 1938 die Nazifizierung des Tages durch die von ihm so genannte Reichskristallnacht. Das Attentat auf den deutschen Gesandten in Paris durch Herschel Grynspan diente zum Anlass für die bis dato mörderischste Ausschreitung gegen die Juden. Seit dem 9. November 1938 genossen sie keinen sicheren Rechtsschutz mehr.

Fall der Mauer

Der Zweite und hoffentlich letzte Weltkrieg teilte Deutschland und stabilisierte den Kommunismus im Osten. Diese Gesamtsituation schien den meisten Intellektuellen auf unabsehbare Zeit unverrückbar, Autoren wie Günter Grass begrüßten sie sogar öffentlich. Aber es kam anders – und wieder war es ein 9. November – der von 1989. Diese Kettenjubiläen sind ein seltsames Phänomen. Denn auch der 11. September gehört dazu. Bis zu dem grauenhaften Big Bang von New York war er ein Jubeltag, denn am 11. September 1989 gestattete Ungarn den Ausreisewilligen das Passieren der inzwi-

schen offenen Stacheldrahtgrenze zu Österreich und leitete damit jene Flutwelle von Flüchtlingen ein, die dem SED-Regime den Boden entzog. Nach dem Debakel beim 40. Jahrestag der DDR und den beispiellosen Massendemonstrationen in Leipzig – nicht nur am 9. Oktober – und in vielen anderen Städten sank das Ansehen des Regimes auf null. Und dann fällt die Mauer. Der Bundestag in Bonn erfährt es in der Nachtsitzung, erhebt sich und singt das Deutschlandlied.

Welcher Tag ist den Deutschen so lebendig in Erinnerung geblieben wie dieser? Er begann mit Beratungen im Innenministerium über ein neues Reisegesetz. Am Wochenende des 4. November hatten 25 000 Flüchtlinge das Land über die wieder offene Grenze zur Tschechoslowakei verlassen. Am 8. November forderte Prag von Pankow, einen direkten Weg zu öffnen. Das Ergebnis war ein vergleichsweise unbürokratisches Genehmigungsverfahren, das über zahlreiche Meldestellen der Volkspolizei abzuwickeln war, in jedem Einzelfall aber mit der Personenkarrei des Innenministeriums abgelenkt werden musste und unbestimmte Verhinderungsklauseln enthielt. Voraussetzung für einen Grenzübertritt war ein Reisepass, den damals nur etwa vier Millionen DDR-Bürger besaßen und dessen Beantragung einige Wochen erforderte, sodass zwar mit Warteschlangen vor den Meldestellen, nicht aber mit einem Ansturm auf die Grenze zu rechnen war. Die Formalitäten füllten eine Druckseite und sollten gemäß einer Sperrklausel am 10. November morgens um 4 Uhr bekannt gegeben werden. Von einer Öffnung der Grenze war nie die Rede.

Schabowski und die Falschmeldung

Gegen 16 Uhr verlas Egon Krenz den Entwurf im Zentralkomitee. Er wusste, dass dieses Gesetz die Lage nicht beruhigen würde, und fügte besorgt hinzu: „Wie wir's machen, machen wir's verkehrt.“

Tatsächlich war ja das fundamentale Dilemma der DDR, dass sowohl eine härtere Politik als auch eine weichere den Staat untergrub. Zog man die Zügel an, verstärkte das den Widerstand; ließ man die Zügel locker, so nutzten dies die Gegner.

Krenz erhielt die Zustimmung des Zentralkomitees zum Reisegesetz, wartete aber die Genehmigung durch den Ministerrat nicht ab. Er übergab den Text dem Sprecher Schabowski für die auf 18 Uhr angesetzte Pressekonferenz. Indem so die Partei vorbei an der Regierung den Schritt in die Öffentlichkeit unternahm, kam der Stein ins Rollen, den niemand mehr aufhalten konnte. Schabowski nahm das Papier zu den Akten, ohne seinen Inhalt und die Sperrfrist zu kennen. Seine verkürzte Mitteilung um 19.02 Uhr lautete, Reisen könnten künftig ohne besondere Voraussetzungen beantragt werden und würden kurzfristig genehmigt. Die Journalisten fragten, wann das Gesetz in Kraft trete. Schabowski kratzte sich vor den Kameras hilflos am Kopf, fand in der Eile auf dem Papier die Sperrklausel nicht und stammelte: „Sofort, unverzüglich.“ Generalmajor Fiedler, Leiter der Hauptabteilung VI der Staatssicherheit für Passwesen, erklärte im engen Kreise spontan: „Schabowski ist verrückt“, doch damit konnte er das Wort Schabowskis nicht ungesprochen machen. Dieser hatte gegen einen Rat des alten Horaz verstoßen: Dem Ausfrager (*percontator*) entziehe dich! Er plaudert aus, was offene Ohren findet, und einmal hinausgeflogen, ist das Wort nicht wieder einzufangen. („Et semel emissum volat irrevocabile verbum“, Episteln I 18, 71).

Schabowskis Wort führte zu einem in der Geschichte des Medienwesens singulären Ereignis: zu einer Falschmeldung, die sich selbst durch die Tatsache der Veröffentlichung korrigierte. Die Nachricht schuf den von ihr irrtümlich behaupteten Tatbestand der offenen Grenze. Um 19.05 Uhr meldete *Associated Press* der Welt:

„DDR öffnet Grenzen.“ Die Einschaltquoten der Fernseher und Radios erreichten Rekordhöhe, die westlichen Agenturen überboten einander im Sensationsrausch: „Die DDR-Grenze ist offen.“ Die Berliner ließen ihre Fernseher stehen und begaben sich an die Mauer. Was jetzt passierte, das wollten sie doch aus der Nähe sehen.

Die Hauptabteilung VI der Staatssicherheit, die zuständig war für die Passkontrolle, erhielt um 19.30 Uhr Alarm. General Fiedler beruhigte seine Leute: „Wie ich meine Berliner kenne, gehen die um halb zwölf ins Bett.“ Man werde die Lage in den Griff bekommen, Fiedler fühlte sich jeder Provokation militärisch gewachsen. Die Berliner aber gingen nicht ins Bett, vielmehr, wenn sie schon drin lagen, standen sie wieder auf, im Westen wie im Osten. Vor dem Übergang Bornholmer Straße staute sich die Autoschlange bis zum Sportforum. Auf der Westseite wurde die Menge unübersehbar.

Untergang der „Titanic“

Unterdessen hielt das Zentralkomitee eine Klausurtagung, sodass Partei- und Staatsspitze gar nicht erfuhren, was draußen passierte. Die Situation erinnert an den Untergang der Titanic: Oben wird getanzt, unten bricht das Wasser ein. Um 23 Uhr erschien britische Militärpolizei, aber fand nichts zu tun, die Leute waren friedlich und warteten geduldig. Ein weiteres Paradoxon: Die Leute kamen als Zuschauer und wurden zu Mitspielern; das Drama, das sie sehen wollten, führten sie selbst auf; der bloße schweigend ausgedrückte Wunsch, dass die Grenze sich auftun möge, führte zu seiner Erfüllung. Ein seltener Fall.

Die Uniformierten wurden unruhig. Die Leute erklärten, die Grenze sei offen: ab sofort, unverzüglich, das habe die Regierung bekannt gegeben, aber die Polizisten wussten von nichts. Sie telefonierten und erwarteten Verhaltensmaßre-

geln. Die aber kamen nicht. Die Vorgesetzten waren unsicher oder abwesend, Stellvertreter und Stellvertreter von Stellvertretern riskierten keine Anweisung. Hier offenbarte sich eine Systemschwäche, mit der niemand gerechnet hatte: Alle Beamten waren erzogen, Befehle strikt zu befolgen, aber hilflos, wenn es keine Befehle gab, und es gab keine. Nationaler Verteidigungsrat, Generalsekretär, Innenminister, Verteidigungsminister, Chef der Grenztruppen – niemand befahl irgendetwas, geschweige, dass einer der hohen Herren vor Ort erschienen wäre, wo die Grenzer in der Tinte saßen. Recht hatte Gorbatschow: Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Klar war der Auftrag, die Grenze zu sperren, unklar aber, mit welchen Mitteln, um welchen Preis. Die Richtung wies eine Warnung im Vorfeld: „Vorsicht mit der Waffe, geht ohne Pistole raus, damit sie euch kein Besoffener abnimmt und eine wüste Schießerei losgeht.“

Die Ventillösung

Als der Ansturm unerträglich wurde, kam es zum Versuch einer Ventillösung. Um 23.05 Uhr befahl Fiedler, notfalls die Ausreisewilligen durch Stempel im Pass auszubürgern und durchzulassen. Das aber verminderte den Druck nicht, die Leute schrien: „Wir auch!“ Als Mielke, der Chef der Staatssicherheit, von der Lage erfuhr, war ein militärischer Großeinsatz technisch nicht mehr durchführbar. Das hätte auch nur noch ein Gemetzel gegeben, das die Verantwortlichen, so glaubten sie, ihrerseits den Kopf gekostet hätte. Die Massen drückten gegen die Grenzsicherungen und schoben sich von Minute zu Minute näher heran. Um halb zwölf gab die Kontrollstelle Bornholmer Straße auf. Mit Berliner Humor meldete der leitende Offizier: „Wir fluten jetzt.“ Als die Massen sich im Scheinwerferlicht der laufenden Fernsehkameras in den Westen ergossen, da gingen auch an den

anderen Kontrollstellen die Schlagbäume hoch. Dasselbe geschah an den übrigen Übergängen der innerdeutschen Grenze.

Einen ähnlichen Bericht wie über die Bornholmer Straße gibt es über die Invalidenstraße, wo die Grenze nicht von östlicher, sondern von westlicher Seite eingedrückt wurde. Der Dienst habende Oberstleutnant hatte das Interview mit Schabowski gesehen, konnte es aber nicht ernst nehmen. Als der Andrang wuchs, orderte er zu seinen 60 Soldaten, gut ausgerüstet mit Waffen westlicher Produktion, vom Grenzregiment noch 45 Mann mit „langer Waffe“. Sie kamen „voll aufmunitioniert“ in einem Bus kurz nach Mitternacht, als auf östlicher Seite 30, auf westlicher 3000 Leute standen, einschließlich der Kameras vom Sender Freies Berlin auf Live-Schaltung. Die Massen von Westen schoben sich Millimeter um Millimeter an den Grenzstreifen heran. Der Oberstleutnant wartete auf den Befehl, das Rolltor zu schließen, das für Diplomaten geöffnet zu halten war. Aber der Befehl kam nicht. So ließ er die Kameraden mit den „langen Waffen“ im Bus und telefonierte mit Fiedler; der aber wollte immer nur Zahlen hören, ohne Anweisungen zu geben. Das „Geeiere“ der Oberen zwischen ja, vielleicht und nein verunsicherte die Unteren. Die Ventillösung wurde auch hier versucht, während die Massen von Westen näher und näher rückten. Die 25 Grenzer wichen auf Anweisung langsam zurück. Es gab keinerlei Gewalt, nicht einmal Steinwürfe. Die Polizisten wurden umarmt und geküsst. Der Oberstleutnant kennzeichnete die Stimmung mit „Friede, Freude, Eierkuchen“

und sah sich außer Stande, auf die unbewaffneten Berliner zu schießen.

Als um halb zwei der Regierende Bürgermeister Momper erschien, „war der Krieg schon vorbei“. Momper stellte sich auf einen Tisch der Grenzer und sprach durch ein Megafon. Der Dienst habende Oberstleutnant telefonierte mit Fiedler und fragte, ob er Momper verhaften und in die vorbereitete Zelle sperren dürfe. „Wir hatten eine schöne Zelle, und es wäre kein Problem gewesen, den Regierenden dann standesgemäß unterzubringen.“ Fiedler habe gar nicht „freudig erregt“ reagiert, und musste sich fragen: Warum sollen wir uns hier vorn die Finger verbrennen, wenn die hinten kalte Füße bekommen? Sein Fazit: Die Öffnung der Grenze ist niemals befohlen, niemals erlaubt worden, der „Prozess hat sich ver selbstständigt“. Das hätte auch Hegel oder Marx sagen können.

Die Szenen der nächsten Tage vor der Mauer, auf der Mauer, hinter der Mauer hat jeder vor Augen. Die Jugend trieb Al lotria, die Mauerspechte hämmerten. Millionen von DDR-Bürgern erschienen im Westen, holten sich ihr „Begrüßungsgeld“ und überschwemmten die Warenhäuser. Am 22. Dezember um 14.30 Uhr öffnete sich das Brandenburger Tor. Die Grenzer taten ihren Dienst nach eigenem Ermessen und ohne Waffen. Wer nahm diesen Staat noch ernst? Meine Studenten, mittenmang, waren drei Wochen zu ernster philologischer Arbeit nicht zu gebrauchen.

Ich habe das nicht beanstandet. Der 9. November 1989 war der schönste Tag in meinem Leben.